

Himmel 4.0 – Ein Zukunftsbild

Wie die digitale Revolution zu einer Chance für das Evangelium wird – Eine neue Arbeits- und Streitkultur liefert Impulse für Kirche und Wirtschaft **VON ERIK HÄNDELER**

Das Evangelium bekommt eine neue Chance, erzählt, bedacht und umgesetzt zu werden. Denn mit der Digitalisierung gerät der Mensch ins Zentrum der wirtschaftlichen Entwicklung. Zwar diskutiert die Öffentlichkeit über die Folgen, wenn Denk-Maschinen immer mehr Arbeit übernehmen. Aber es sind die Wissensarbeiter hinter der Technik, die den Wohlstand bestimmen: Die Aufgaben sind so komplex geworden, dass sie der Einzelne gar nicht mehr überblicken kann. Wir sind angewiesen auf das, was andere können oder wissen. Das führt zu zahlreichen Konflikten an den vielen Schnittstellen zwischen Fachleuten. Ein am reinen Eigennutz orientierter Egoismus ist in solchen Verhältnissen völlig unproduktiv; ebenfalls ökonomisch nicht erfolgreich ist eine Gruppenethik, in der sich der Einzelne einem Kollektiv unterordnet und andere Gruppen bekämpft. So wird das größte Problem in der digitalen Wirtschaft: die Kultur der Zusammenarbeit.

Arbeitskultur steht im Dienst des Ganzen

Sie benötigt ein Klima, in dem sich der Einzelne nach seinen Gaben frei entfalten kann; wo er seine Vorschläge einbringt, ohne von anderen behindert zu werden. Nötig ist eine Arbeitskultur, in der der Einzelne seine Eigenschaften im Dienste auch des Ganzen sieht und über seine Kostenstelle und Karriere hinweg Respekt hat vor den berechtigten Interessen der anderen, ja diese fördert. Das ist das Prinzip von „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ – kaum sind gerade mal 2000 Jahre Kirchengeschichte vorbei, gerät das, was das Evangelium ausmacht, in das Zentrum der sozioökonomischen Entwicklung.

Elektronisch gesteuerte Maschinen haben die meiste materielle Arbeit der früheren Fließbandarbeiter übernommen. Was an Arbeit bleibt, ist die Arbeit an Menschen und das Anwenden von Wissen: Planen, beraten, organisieren, entwickeln, entscheiden; verstehen, was der Kunde meint; in der gigantischen Wissensflut das Wissen

finden, um ein Problem zu lösen. Nach tagesaktueller Lage werden Teams zusammengestellt. Es gibt viel mehr Schnittstellen als früher im Betrieb, bei denen man sich mit anderen abstimmen muss. Und deshalb gibt es auch viel mehr Gründe, sich mit anderen zu streiten. Eine schlechte Streitkultur vernichtet Unmengen an Ressourcen und unterbindet den Informationsfluss. Wer Informationsarbeit nicht ausreichend effizient löst, der bekommt in Zukunft vordergründig ein „Kostenproblem“ – und wird vom Markt verschwinden.

In einer globalisierten Wirtschaft sind Produktionsfaktoren weltweit gleich und austauschbar: Längst kann jeder überall Kapital aufnehmen, verfügt jeder per Internet schnell über alle Informationen, kann sich jeder auf einem freien Weltmarkt jede Maschine kaufen und seine Produkte weltweit vermarkten. Der entscheidende Standortfaktor wird die Fähigkeit der Menschen vor Ort, mit Information umzugehen – und das ist in der Regel Umgang mit anderen Wissensarbeitern, Projektpartnern, Kunden, Kollegen, die man unterschiedlich gut

kennt, unterschiedlich gerne mag, und mit denen man unterschiedlich viele berechtigter Interessensgegensätze hat. Wer jetzt lernt, sich konstruktiv auseinanderzusetzen, wird im Umgang mit Wissen am produktivsten sein und über den gewünschten Wohlstand verfügen.

Der Weg zum Frieden führt vorübergehend über den Streit: Die Konflikte und Gegensätze bestehen, unabhängig davon, ob sie jemand ausspricht. Frieden ist nicht die Friedhofsruhe, in der ein Wortführer jeden Widerspruch und jede Reflexion erstickt. Der Frieden kann erst einkehren, wenn die Gegensätze offengelegt, abgewogen, entschieden, daraus Entwicklung in Gang gesetzt, zum Guten geführt wurden.

Ob in Kirchengemeinde, Beruf oder als ganze Gesellschaft: Wir müssen lernen, mit offenem Visier zu streiten, und zwar nach redlichen Methoden, und dabei über die eigenen, berechtigten Interessen hinaus das Allgemeinwohl zu verfolgen. Eine neue innerkirchliche Streitkultur wird zum entscheidenden Prüfstein für die christliche Botschaft. Sie kann ausstrahlen in die Fir-

men und danach in die Konfliktkultur von Familien (was den Anteil an Scheidungen wieder senken, die Familienqualität steigern und die Geburtenrate auf ein ausgeglichenes Niveau erhöhen könnte). Und genau das scheint das Ziel Gottes zu sein: Jesus kam nicht, um „den Frieden zu bringen“, sondern das „Schwert“ (Mt 10,34). Auf jeder Seite des Evangeliums knallt und knistert es. Aus wirtschaftlichen Gründen werden sich die Menschen mehr auseinandersetzen müssen.

Für eine dienende Führungskultur

Wenn sich dann der aufgewirbelte Staub des Strukturwandels gelegt haben wird, werden jene Firmen übrig bleiben, die der Wirklichkeit so nahe wie möglich kommen, weil sie Informationen über alle Sensoren wahrnehmen. Um das gesamte Wissen in einer Organisation zu mobilisieren, wird sich eine dienende Führungskultur durchsetzen („Der Größte unter Euch sei der Diener aller“). Die Menschen werden

schwankende Wichtigkeit nicht mehr als Beleidigung ihres Selbstwertes empfinden, sie werden sich gegenseitig fördern und sich über die Leistungen des anderen freuen. Sie werden Informationen nicht manipulieren, sondern wahrhaftig weitergeben („dein Ja sei ein Ja“). Sie werden Konflikte fair klären und ihre Beziehungen versöhnen („Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen“).

Das ist eine Haltung, die über das Einzelinteresse und über die eigene Gruppe hinausreicht und entspricht der Ethik des Evangeliums. Weltweit am stärksten verbreitet ist noch eine Gruppenethik – nationalistisch, rassistisch, religiöser Konformismus. In der Zeit der digitalen Wissensgesellschaft werden sie aufbrechen. Während immer mehr kleine Buddha-Figuren in den Büros von Managern stehen, Moslems in Europa einwandern, aber auch christliche Gastarbeiter nach Saudi-Arabien, sind alle religiösen und weltanschaulichen Vorstellungen weltweit vertreten. Es kommt zu einem Wettbewerb der Religionen/Weltanschauungen, der nicht von Theologen ausgefochten wird oder von der Kalaschnikow, sondern von der Frage: Wer kann wirtschaftlich besser Kooperationsfähigkeit herstellen? Christentum ist Zukunftsreligion, weil das Evangelium das Wohl aller einschließt, auch jener außerhalb der eigenen Gruppe. Auch Agnostiker, Atheisten oder Andersgläubige können sich für Universalethik entscheiden, ausgelöst durch die praktische Herausforderung des Alltags, aus eigener Einsicht.

Die Streitkultur ist auch der Schlüssel für die meisten innerkirchlichen Probleme: Die nächste Generation ist unideologisch und pragmatisch. Eine Vision von Kirche über alle Richtungen hinweg zu schaffen, das bekommt im digitalen Zeitalter eine neue Chance. In den künftigen Gemeinden werden Laien ihre Begabungen einbringen, bekommt das Zusammenwirken in den größeren Pastoralteams und mit den vielen Ehrenamtlichen eine neue Qualität. So wird der Umbau der Gemeinden gelingen.



Industrie 4.0: Ein Prozess, der auch der Kirche Impulse liefert. Dazu hat Erik Händeler das Buch „Himmel 4.0“ veröffentlicht.

Foto: dpa

Krippe, Kreuz und Sozialstaat: Über die Freundschaft Gottes mit den Menschen

VON PETER SCHALLENBERG

Kurz vor Weihnachten richtet sich der Blick nicht nur auf die Krippe mit dem menschengewordenen Heiland, nicht nur auf das Kreuz als Vollendung der in Betlehem fleischgewordenen Menschenliebe Gottes, sondern auch zurück auf das vergangene Jahr: War es ein gutes Jahr 2017? Nicht einfach freilich ein gutes Jahr für uns und für die Menschheit, sondern ein gutes Jahr für Gott?

Eine gewiss zunächst seltsam klingende Frage: Inwiefern könnte und sollte ein Jahr für Gott gut oder aber weniger gut oder gar schlecht sein? Die Antwort ist sehr einfach: Wenn Gott Mensch wird, dann tritt er ein in die menschliche Geschichte, ganz konkret in die Geschichte Marias und Josefs, in die Geschichte ihrer Verwandtschaft und Familien, in die Geschichte des Volkes Israel, ja zuletzt sogar in die Geschichte der Menschen schlechthin. Gott wird Geschichte, und er verabschiedet sich bis zum jüngsten Tag nicht mehr aus dieser Geschichte und aus der Zeit. Er will sich bekannt machen in der Zeit, bis zum Anbruch seiner erlösenden Ewigkeit, er will bekannt werden in der Geschichte der Menschheit, er will bekannt sein mit jedem Menschen in dessen persönlicher Lebensgeschichte. Das ist der tiefe und letzte Sinn der Menschwerdung Gottes, nicht die Ausgestaltung menschlicher Romantik oder Gemütlichkeit, sondern die Bekanntmachung jedes Menschen mit Gott und dessen unfassbarer Liebe.

Denn, so die göttliche Idee, sein Masterplan sozusagen: Nur wenn jeder Mensch diese unfassbare und nie endende Liebe Gottes erfährt und mit ihr bekannt gemacht wird, hat das Leben des

Menschen einen größeren Sinn als nur ein langes Überleben und das möglichst unfallfreie Erreichen des 80. Geburtstages. Diese Bekanntmachung Gottes mit dem Menschen, nein: diese Freundschaft Gottes mit dem Menschen, nennt sich seit alters her Mission.

„Die Freundschaft Gottes mit den Menschen nennt sich Mission“

Es ist die Mission, deutsch: die Sendung Gottes, sich mit dem Menschen zu befreunden, ihn an seiner Liebe teilhaben zu lassen und ihn zum Werkzeug und Zeugen seiner Liebe zu machen. Wir nennen das auch Evangelisierung: Jeder Mensch ist berufen, Zeuge dieser Liebe Gottes zu werden, im eigenen Leben, in Ehe und Familie und Freundschaft, im Beruf, in der Sorge besonders für schwache und notleidende Menschen. Dazu stiftet Jesus Christus seine Kirche, die vom Wesen her nichts als missionarisch ist. Dazu stiftet Gott aber auch in jedem Menschen das Gewissen, damit der Mensch erkennt, was die gerechte Grundlage des Zusammenlebens ist: der Staat. Augustinus verdanken wir dieses großartige Wort: „status iustitiae“, zu deutsch: Zustand der Gerechtigkeit. Augustinus denkt sich das so: Fern der Liebe Gottes und außerhalb des Paradieses wird der Mensch dem Menschen zum Wolf, jeder beliebige Kain tötet den Abel und den Mitmenschen, ja auch die Wirtschaft eines eigensüchtigen Gewinnstrebens tötet am Ende den Menschen. Daher, so Augustinus in seinem großen Werk „Vom Gottesstaat“, braucht es Instrumente und Institutionen der Gerechtigkeit und der

Menschenrechte, damit verhindert wird, dass der Kain den Abel erschlägt und quält und misshandelt. Es braucht Garantien der grundlegenden Rechte eines jeden Menschen auf Leben, auf Eigentum, auf Meinungsfreiheit und Wahrheit, auf Ehe und Familie.

Dem entsprechen die vier Grundgebote des Dekaloges: „Du sollst nicht töten!“, „Du sollst nicht stehlen!“, „Du sollst nicht lügen!“, „Du sollst nicht die Ehe brechen!“ Das verbürgt der Staat durch Drohung und Strafe und notfalls mit mehr oder minder sanfter Gewalt. Ist damit aber alles erreicht und geschafft, lebt jetzt der Mensch friedlich, ist Abel glücklich angesichts der zähneknirschenden Tolerierung durch Kain? Nein, keineswegs! Deswegen wurde Gott Mensch, um den staatlichen Zustand der Gerechtigkeit zu überbieten und zu vollenden

hin zur Liebe. Abel ist erst glücklich, wenn der Kain ihn nicht nur duldet, sondern liebt! Das aber kann kein Staat der Welt erzwingen, nur erhoffen.

Und das ist die Grenze des Staates und der Beginn der Religion des Christentums und der Beginn der Mission Gottes in seiner Kirche: Liebe zu bringen statt nur kalte Gerechtigkeit. Die Brücke freilich zwischen kalter Gerechtigkeit des Rechtsstaates und der Liebe Gottes in den Sakramenten und den Werken der Barmherzigkeit bildet der Sozialstaat, eine wunderbare Erfindung der franziskanischen Prediger seit Bernhardin von Siena im 13. und 14. Jahrhundert in der Toscana und eine Folge des dort entstehenden Frühkapitalismus.

„Der Sozialstaat leitet an zu Werken der Nächstenliebe“

Der Staat verbietet nicht einfach nur Mord und Diebstahl und Meineid und Vergewaltigung, nein er leitet an zu Werken der Nächstenliebe. Zu Banken und Sparkassen und Leihhäusern, zu Versicherungen und Krankenhäusern, zu Genossenschaften und Schulen. Ein gerader Weg führt von den Predigten der frühen Franziskaner und ihrer Begeisterung über die erste Krippe der Welt 1223 in der Höhle von Greccio im Rietital, die Franz von Assisi mit lebenden Menschen dort aufbaute, zu der Entfaltung eines modernen Sozialstaates, besonders ab dem 19. Jahrhundert und nach den Schrecken der Französischen Revolution in Kontinentaleuropa. Und die katholische Soziallehre seit der ersten Sozialzyklika „Rerum novarum“ aus dem Jahre 1891 von Papst

Leo XIII. bis hin zu Papst Franziskus und seiner Sozialzyklika „Laudato si“ (im Anklang an den Sonnengesang des hl. Franz von Assisi) lebt von diesem Blick auf die Krippe: Wenn Gott aus Liebe Mensch wird, dann lässt er sich in jedem Menschen durch Liebe finden, dann freilich lässt er sich auch in jedem Menschen durch Rücksichtslosigkeit und Hass verlieren.

So richtet sich vor Weihnachten und vor der Krippe der Blick zurück auf das Jahr: War es ein gutes Jahr für Gott? In der Sorge für Flüchtlinge und Migranten in unserem Land? In der Verminderung von Waffen und Waffenproduktion in der Welt? In der Sorge für das Lebensrecht der Ungeborenen und der Sterbenden? In der Förderung von Kindern und Jugendlichen und Familien und Alleinerziehenden? Jeder hat genug zu denken, und die Bilanz fällt vermutlich gemischt aus. Aber eins ist gewiss: Seit Gott Mensch wurde, wird er jeden von uns als erstes fragen, jetzt schon und erst recht im persönlichen Gericht am Beginn der Ewigkeit: Hast du mich in den gering geachteten und schwachen Menschen gesucht und gefunden? In den ans Kreuz gehängten und gefesselten Menschen? In den Kranken und Trauernden und Obdachlosen und Gefangenen? Nach dieser Bilanz wird Gott einst fragen, und er allein hat das Recht dazu, und das gibt uns reichlich zu denken im Anblick der Krippe und im Blick auf unser Leben

Und es gibt zu danken: Danken dafür, dass Gott uns zumutet, Mitarbeiter seiner Liebe zu sein. Was gäbe es je und in Ewigkeit Besseres?

Der Autor ist Direktor der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle in Mönchengladbach.



Msgr. Prof. Dr. Peter Schallenberg. Foto: privat

KOLUMNE